

Hermann Bausinger

Fest und Feier im 18. und im 20. Jahrhundert

"Bei . . . Geburtstagen und andern solchen Gelegenheiten" — so schrieb Adolph von Knigge einmal — "enthalte Dich aller steifen, feierlichen Akte, prunkvollen Deklamationen und Theaterszenen. Solche Pedanterien und Förmlichkeiten machen doch keine bleibenden Eindrücke, sind mehrtheils für den leidenden Teil ermüdend und für jeden Dritten äußerst langweilig."

Wenn es noch eines Beweises bedürfte, daß der Hannoveraner Freiherr die kleinkariert-pedantische Miniatur sprengt, in die ihn das Klischee gezwängt hat, dann wäre er mit solchen Sätzen gegeben: diese Maxime ist vernünftig, und wir haben allen Grund, daran festzuhalten. Keine prunkvolle Deklamation also, eine eher implizite Laudatio nur, und ein paar einfache, zur Sache gehörige Beobachtungen und Gedanken.

Die Sache: das ist das Fest, ein — mit Zögern wird dies auch der Skeptiker zugestehen — universales Phänomen. Ob es freilich mehr als Markierung einer vorgegebenen Ordnung oder als Entgrenzung verstanden wird, mehr als Ritual der Wiederholung oder als erstrebte Einmaligkeit, als maßvoller rhythmischer Ausgleich oder als eine Art Sonderangebot im seelischen Haushalt — dies ist wohl nicht nur eine Frage zufälliger Perspektive, sondern ist auch abhängig von den wechselnden Erscheinungsformen, den historischen Gezeiten des Festes. Ihnen gilt unsere Aufmerksamkeit; wir folgen darin dem Blick und der Wegweisung von Dieter Narr.

Vor mehr als zwanzig Jahren, im Februar 1961, hat Dieter Narr hier (im gleichen Raum!) einen Vortrag über "Fest und Feier im Kulturprogramm der Aufklärung" gehalten. Dieser Titel geht uns heute glatt ein; der Aufsatz wurde unauffällig in Bibliographien hineingebügelt und eingemeindet in die Betriebsamkeit sozialhistorischer Forschung.

Aber es darf wohl gesagt werden, daß dieses Thema und die Art der Betrachtung damals keine Selbstverständlichkeit waren — damals, als die Aufklärungsepoche vielfach noch im Geruch plumper und vordergründiger Verstandeskraftmeierei stand und als auch das Fest noch nicht zum Gegenstand philosophischer Betrachtung, geschweige denn des Kulturfeuilletons, geworden war.

Der Vortrag und der daraus entstandene Aufsatz rückten das Bild der Aufklärung und des Aufklärers zurecht. Zwar geht auch Dieter Narr von der Metapher des Kahlschlags aus, wie sie den ängstlichen Buchhaltern der Volkstradition nahe lag. Er bestreitet nicht, daß die Aufklärer in Praxis und Theorie vieles attackierten, was bis dahin mehr oder weniger unangefochten Bestandteil der Volkskultur gewesen war. Aber er attestiert ihnen den Willen "zu einer ehrlichen Auseinandersetzung mit der Welt des 'gemeinen Mannes', vorzüglich mit der des Landvolks, dessen Feste und Feiern in ihrer Bedeutung für den Aufbau der dörflichen Gemeinschaft richtig erkannt werden".

Diese ehrliche Auseinandersetzung führte auch zu Eingriffen. Die Aufklärer haben das Vorhandene nicht nur zurechtgestutzt und überschießende Triebe beschnitten, sondern auch Neues okuliert. Dies war gewiß ein problematisches Unterfangen; und da man in jener Welt des Volksbrauchs und der Überlieferung das stille Wachstum und die organische Entfaltung von innen am Werke sah, gab man oft jeglicher Intervention eine negative Bewertung.

Hier kommt Dieter Narr zu einer gerechteren, abwägenderen Beurteilung. Zunächst: was die Aufklärer anstrebten und neu entwickelten, wurde von ihnen häufig als Rückkehr zu einer früheren, inzwischen verlorenen Form betrachtet. "Ländlich, einfach und doch zufrieden waren einst die Ergötzungen des Landmannes", schreibt Karl Wächter; die Einführung des Neuen beruft sich also auf eine bessere, inzwischen verratene Vergangenheit. Wichtiger aber noch ist eine andere, eng damit verbundene Beobachtung: die Änderungen folgen der Richtschnur der "Veredelung" (wie die Aufklärer sich ausdrücken) — das heißt es wird jenseits des positiven Rechts des Bestehenden und jenseits der durch Tradition begründeten Ansprüche ein höheres Recht inthronisiert, ein die Jeweiligkeit der Zeiten transzendierendes, wenn auch sicher nicht zeitloses Prinzip des Moralischen und der Humanisierung (wie wir heute sagen würden). Und so sehr kleinbürgerliche Orientierung und manchmal auch pastorale Ängstlichkeit mitunter die Moral verkleinlichten — zum Teil haben die Aufklärer eben doch richtigere Begriffe, gerechtere Maßstäbe, veredelte (um diesen zeitgenössischen Begriff noch einmal zu verwenden) Konzepte entwickelt.

"Die Pflicht zur sozialen Verantwortung wird . . . keiner Generation abgenommen", resümiert Dieter Narr, und er fordert: "Diese Hauptbestimmung im Testament der Aufklärung gilt es in jedem Fall anzuerkennen."

Diese Forderung ist auch in Erinnerung zu rufen angesichts des in den

letzten Jahren auffallend gestiegenen Interesses der Sozialhistoriker an der Volkskultur. Nachdem volkstümliche Beharrungskraft lange Zeit im Zeichen einer prästabilisierten Harmonie gesehen, dann vorübergehend fast völlig ignoriert wurde, sind die Historiker jetzt auf der Suche nach "latenten Widerständigkeiten, notorischer Unangepaßtheit, ungebeugtem Eigensinn" (diese Eigenschaften der Volkskultur stellt Norbert Schindler heraus), und sie laufen Gefahr, die Volkstraditionen aufs neue zu mythisieren und zu verabsolutieren, nur weil es Vo/^^traditionen sind. Da ist etwa, um ein einziges Beispiel zu nennen, das Bullenrennen im englischen Städtchen Stamford, ein alljährliches Gaudium, bei dem ein Stier durch die engen Straßen der Stadt gejagt wurde. Ein kanadischer Historiker hat diesem Volksvergnügen eine Abhandlung gewidmet und darin geschildert, wie gegen Ende des 18. Jahrhunderts und im 19. Jahrhundert aufgeklärte Richter, Journalisten und andere Honoratioren sich gegen die Fortsetzung dieser Lustbarkeit wandten. Der Verfasser bestreitet nun zwar nicht explizit das Recht dieser Männer, die sich gegen die unvermeidlichen Quälereien des gejagten Tieres wandten; aber ihre Meinung von der "Pöbelhaftigkeit", "Grausamkeit", "Unordentlichkeit" rückt er in distanzierende Anführungszeichen, weil ihm all dies unerheblich scheint angesichts der 'Resistenzpotentiale', die hier in den unteren Schichten sichtbar werden.

Man muß — und Dieter Narr hat hierfür die Voraussetzungen geschaffen — den aufklärerischen praktischen Bemühungen und auch den mancherlei Traktaten, die sie publizierten, mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen. Eine ganz andere Frage ist die nach der tatsächlichen Reichweite ihrer Kritik und zumal ihrer konstruktiven Vorschläge. Sie dachten ja doch neue Formen des Festes aus, suchten das Alte zu verbessern und suchten neue Festgelegenheiten zu stiften. Mit welchem Erfolg?

Unterstellt man, daß die Archive wenigstens einigermaßen durchforstet sind, so wird man zu der Feststellung kommen, daß die direkte Auswirkung gering war. Zur "Neuen Stiftung eines Rosenmädgens", der Auszeichnung des tugendhaftesten Mädchens in einem Dorf, hat Dieter Narr eine ganze Reihe von Belegen beigebracht; aber es scheint, daß der theoretisch-pädagogische Eifer in der Ausbreitung von Ideen zur Einrichtung eines solchen agonalen Dorffestes von der Praxis kaum irgendwo eingeholt wurde. Die Berichte verweisen auf wenige, überwiegend französische Beispiele, und die Verfasser der Traktate haben davon im allgemeinen aus anderen Traktaten und nicht durch Augenschein erfahren. Dies gilt generell: die Kulturprogramme scheinen fürs erste vor allem die Diskussion gefördert zu haben. — Aber ehe wir die Wortführer aufklärerischer Festgestaltung zu Papiertigern stempeln, sollten

doch eine Reihe anderer Beobachtungen hinzugefügt werden. Ich beschränke mich auf drei Punkte:

1. Die Autoren sind meist keine reinen Schreibtischgelehrten, sondern tätige Pfarrer, Lehrer usw. — und zumindest in ihrem engeren Umkreis haben sie doch wohl auch im Sinn ihrer Maximen gehandelt. Sie haben dies freilich mit Behutsamkeit getan, haben überwiegend Empfehlungen ausgesprochen und nicht etwa Forderungen gestellt.

2. Vielleicht sollte man besser sagen: sie haben in der Richtung ihrer Maximen gehandelt. Sie haben Tendenzen ausgesprochen, denen sie dann freilich in ihren Abhandlungen gelegentlich schon den Schein der Verwirklichung gaben.

3. Diese Tendenzen waren nicht nur ihre eigenen; sie haben vielmehr vorhandene Tendenzen aufgegriffen. Weitet man die Perspektive, bezieht einen Teil des 19. Jahrhunderts, ja in manchem noch jüngere Entwicklungen ein, so wird deutlich, daß die Aufklärer eben doch Zeichen der Zeit aufgegriffen haben, die für die Zukunft bestimmend werden sollten. Ich hebe drei Beispiele heraus:

- Wie beim Rosenfest, so wird auch bei anderen Gelegenheiten das Moment des Wettstreits betont: Die fleißigsten Kinder, die kräftigsten jungen Männer, die geschicktesten Erfinder, die treueste Magd und der treueste Knecht — sie alle sollten geehrt und ausgezeichnet werden. Darin ist eine Tendenz erkennbar, die zunehmend an Bedeutung gewonnen hat, die hineinreicht bis in die Inflation sportlicher Wettkämpfe und in die perversierten Formen der Ordensvergäbcer auch der Mißwahlen — eine unrühmliche Biographie ändert nichts an der wenn nicht Vater-, so doch Patenrolle der Aufklärer.

- Das zweite: die Aufklärer suchten mit ihren Festen den Alltag zu überhöhen, suchten sie an die Praxis des Werktags zu binden. Pfarrer Bodent aus Waldsee fordert ein landwirtschaftliches Nationalfest, das nicht nur ein Fest ist, sondern auch Markt, Ausstellung, belehrende Schau — vieles von diesem visionären Bild kehrt in der Realität der großen Landwirtschaftsfeste des 19. Jahrhunderts wieder.

- Das dritte Moment ist im Begriff *Nationalfest* enthalten, der auch auf die Feste des einzelnen Dorfes angewandt wird, aber zeigt, daß der Gedanke der Nation als tragende Idee dabei eine Rolle spielen sollte. Auch damit haben die Aufklärer eine Richtung angezeigt, in die sich die Entwicklung bewegte. Im 19. Jahrhundert konnten, so hat es Gutzkow einmal ausgedrückt, Volksfeste "nicht ohne ein Anklingen an die versagten Wünsche der Nation stattfinden".

Mit falschen Gleichungen wäre freilich niemandem gedient, und gerade dieses Beispiel zeigt, daß es sich nicht um eine gradlinige Entwicklung handelte. Schon beim französischen Reformier Du Pont (und bei den in seinem Umkreis wirkenden deutschen Aufklärern) sind die Dorffeste Nationalfeste — der König kommt dazu ins Dorf, der lokale Horizont bleibt intakt. Die weitere Entwicklung aber ist gerade dadurch charakterisiert, daß diese selbstverständliche lokale Autonomie (fast möchte man sagen: Autarkie) in Frage gestellt wird. Die wichtigsten Feste sind jetzt überlokal, man trifft sich irgendwo, reist weite Strecken mit der Eisenbahn, die zu Hause nehmen Anteil, holen die Sänger und Turnfestsieger vom Bahnhof ab, aber der eigentliche Zweck ist nun national in einem anderen, einem durchaus übergreifenden Sinn.

Und gleichzeitig entwickelt sich die Gegentendenz: Feste, viele Feste, werden in sehr viel höherem Maße privat, als sie das vorher je gewesen sind. Feste des Jahreslaufs werden so eingezäunt — Weihnachten: das Familienfest; Ostern: nichts anderes. Und auch andere Feste werden zwar langsamer, aber doch zunächst unumkehrbar zurückgenommen aus dem größeren Zusammenhang. "Im engsten Familienkreise" heißt es — und dies nicht nur bei Taufen oder Begräbnissen, sondern sogar bei Hochzeiten.

In diesen Zusammenhang gehört auch der unaufhaltsame Aufstieg des Geburtstages.

Gewiß, eine Erfindung der jüngsten Zeit ist er nicht. "Du weißt wohl, ich habe vieles nicht, aber'n Geburtstag hab ich doch, und der ist gefeiert worden" — so schreibt Matthias Claudius in einem Brief vor über 200



Jahren. Aber solche Zeugnisse sind, gemessen an der Bedeutung des Geburtstags heute, erstaunlich selten, und es gibt Indizien dafür, daß der Geburtstag bis vor wenigen Jahrzehnten, bis an die Schwelle des 20. Jahrhunderts, nur in sehr gehobenen Kreisen gefeiert wurde.

Die, wie man abgekürzt sagen könnte, Demokratisierung und Konjunktur des Geburtstages hat viele Hintergründe. Die Privatheit der Lebensvollzüge begünstigt gerade solche Festtermine. Vor allem aber drückt das Feiern des Geburtstages die Hinwendung zum Individuum aus, die so vorher nicht gegeben war (als Parallele wäre an die Individualisierung der Namengebung zu erinnern). Und schließlich spielt auch ein bürokratisches Moment herein, die ständige Abrufbarkeit des Geburtstermins, eine Tendenz zur Quantifizierung, wie dies Marie-Louise Hopf-Droste in ihrer kleinen Studie nennt. In Claudius' Brief taucht das Jahr des Geburtstags nicht auf, und selbst sogenannte runde Geburtstage scheinen keine besondere Bedeutung gehabt zu haben, während heute gerade die Zahl der Jahre ein wesentlicher Bestandteil beim Gratulieren und Feiern ist.

Nimmt man die Literatur als Indikator, so kann man eine gewisse Entfaltung des Geburtstags als positive Kehrseite des allgemeinen Niedergangs des Festes und des Festlichen betrachten. Während die Realisten des 19. Jahrhunderts behaglich Volks- und Familienfeste ausmalen, ist es um die Jahrhundertwende anders. Fest ist jetzt eine von der sozialen Wirklichkeit fast abgelöste Metapher für Ekstase. "Da schwillt das Fest in rasendem Getobe" — heißt es bei Stefan George, und Hermann Hesse schreibt: "Ich war nicht mehr ich, meine Persönlichkeit war aufgelöst im Festrausch wie Salz im Wasser". Wenig später führt Robert Musil seinen Helden Ulrich auf ein Gartenfest; distanziert betrachtet er das schale und vergebliche Treiben, und am Ende sagt er zu Diotima: "Das Ganze ist unmöglich . . . Solche Feste gelingen heute nicht mehr, weil ihre Zeit vorüber ist."

Feste: das sind nun vergebliche Anläufe gegen die Sinnlosigkeit des Daseins, die aber den Abgrund der Sinnlosigkeit nur noch tiefer öffnen. Wo wahre Gefühle sind, braucht es kein Fest. In einem (gedieht von Robert Walser, der sich auch in seinen Romanen der Fest-Thematik gewidmet hat, heißt es:

"Ich spüre solche stille Lust,
solch eine süße Heiligkeit,
daß der Gedanke an ein Fest
mir überhaupt verwerflich ist."

Feste scheitern an der Auflösung gesellschaftlicher Strukturen, aber auch

an der Überformung und Entfremdung durch technische Medien. Nicolas Born beschreibt ein richtiges Fest — aber er fügt ironisch hinzu: "In zwanzig Jahren wird so etwas eine unerlaubte Verschwendung von Energie sein; Feste nur noch für Film und Fernsehen, kein Fest mehr an und für sich; so ein Fest bloß für die Anwesenden ist ein Witz; irgendwie uneffektiv, findet ihr nicht, wenn die Millionen draußen bleiben."

Die lebhafteste Festdebatte der letzten Jahre, ausgelöst durch die Rehabilitierung von Phantasie und Fröhlichkeit nach einer ins Festgraue changierenden kleinen Revolte, ist doch wohl auch vor dem weiteren Hintergrund solcher Stimmungen und Entwicklungen zu sehen.

In manchem ist die heutige Traktatliteratur über das Fest von der aufklärerischen nicht weit weg — zum Beispiel darin, daß die Autoren Teile der Festwirklichkeit eher ausblenden, daß sie nicht wahrhaben wollen, daß es immer noch und immer wieder Feste gibt, Familienfeste, Dorffeste, Stadtfeste, Stadtteilstädte, beschädigt manchmal durch die falschen Ansprüche und durch den fragwürdigen Import von Animatoren aller Art, aber doch nicht völlig verloren. Vergleicht man die Abhandlungen aus der Aufklärungszeit mit den heutigen Studien zum Fest, so ist ein sehr wichtiger Unterschied freilich festzuhalten. Die heutigen Erörterungen über Feste sind zwar nicht völlig gereinigt von konkreten Erfahrungen; aber erstaunlich oft sprechen sie, die lebendige Vielfalt auf einen fast abstrakten Nenner stützend, über "das Fest". Es geht um die Ästhetik des Festlichen schlechthin, theoretisch begründet und sozial verankert, aber doch eine allgemeine Ästhetik — um das Wie des Festlichen und viel weniger um das Was konkreter Feste. Fest — das ist heute, wenn man die wesentliche Idee aus den Traktaten und Diskussionen destilliert, etwas Spontanes, etwas vage Selbstbestimmtes, etwas freischwebend Kreatives.

Gewiß, auch die Aufklärer suchten sich (davon war schon die Rede) teilweise aus den Fesseln des Überlieferten zu lösen, auch sie vertrauten auf die Schöpfungskraft des Neuen. Rousseau spricht von den künftigen großen Volksspektakeln, bei denen niemand nur Zuschauer ist, und er fragt, was denn die Ziele, die Inhalte dieser Schauspiele oder Feste sind, was sie zeigen, was sie darstellen sollen. Seine Antwort: "Rien, si l'on veut". Aber Rousseau äußert das vor dem Hintergrund einer existierenden reichen Festkultur, und er garniert seine Aussage mit sehr konkreten Anregungen. Der Sinn seiner Feststellung liegt darin, das Vertrauen in die Kraft des Festes (in die Fähigkeit, zu feiern) zu stärken, darauf hinzuweisen, daß es mehr Anlässe zum Feiern gibt, als man gemeinhin glaubt.

Aber ohne Anlässe, ohne Inhalte geht es wohl doch nicht. In den neuen Festtraktaten und übrigens auch in der so häufig mißlingenden Festpraxis (ich denke an Erfahrungen aus der Universität) herrscht durchgängig die Angst vor der Festlegung, vor Vereinnahmung, vor Fremdbestimmung. Man verkennt, daß auch Spontaneität Anstöße braucht und Kreativität ein Material. Die Praxis, so scheint es, hat inzwischen glücklicherweise vielfach die Theorie überholt. Man hat gemerkt, daß ein "Fest mit offenem Ausgang" (in der Tat eine wichtige Bestimmung des Festes!) nicht unbedingt dann am besten gelingt, wenn auch der Anfang, der Eingang, der Anlaß offen bleibt.

Es geht um eine Verbindung des Geplanten und Spontanen, von Programm und Gespräch, von festlicher Pointierung und unpointierter Festlichkeit — wie dies übrigens auch schon im Brief von Matthias Claudius geschildert wird: er berichtet, daß ein Bäumchen gepflanzt, ein Feuerwerk abgebrannt wurde; aber es gab bei diesem Geburtstagsfest vor allem auch eine bunte, ungesteuerte Unterhaltung, in der Geschichten erzählt und Fragen aufgegeben wurden, zum Beispiel die schwierige Frage, "warum'n Geburtstag nur alle Jahr einmal kömmt".

Ich denke an Knigges Mahnung und breche ab. Ich frage nur noch: Ist dies ein Fest?

In aller Bescheidenheit: ja. Die Ekstase hält sich in Grenzen; und die Stimmung ist so wenig berauschend, daß sich wohl auch der junge Hermann Hesse nicht wie Salz im Wasser aufgelöst hätte. Aber: Das Private öffnet sich für einen weiteren (nicht *zu* weiten und zu großen) Kreis. Vertrautes rückt in eine ungewohnte Kombination. Das Programm schnürt nichts ab. Und: wir hatten einen Anlaß, einen höchst erfreulichen, den wir feiern in Dankbarkeit und Freude. Es *ist* ein Fest.

